

... ohne subtile Lenkung und Kontrolle

Einige Jugendreligionen⁹ legen viel Wert auf das Zusammenleben in kleinen Gruppen und Wohngemeinschaften. Diese Lebenskreise bewirken aber offenbar, so haben wissenschaftliche Untersuchungen inzwischen ergeben¹⁰, keine positive und befreiende Stärkung der Persönlichkeit des einzelnen Gruppenmitgliedes, sondern eher das Gegenteil, nämlich eine sogenannte „Psychomutation“, d. h. eine gezielt gesteuerte, dem Betroffenen aber nicht bewußte schleichende und allmähliche Veränderung der seelischen und charakterlichen Konstitution des Sektenanhängers. Der entscheidende Unterschied zum Konzept der „reflektierten Gruppe“ (und damit der Auslöser der Psychomutation) ist die Tatsache, daß in den meisten Wohngemeinschaften der Jugendreligionen die differenzierten Gruppenprozesse keiner sorgfältigen und kritischen Reflexion seitens aller Mitglieder unterliegen, sondern sich selbstständig bzw. der subtilen Kontrolle und Lenkung des vom obersten Sektenoberhaupt delegierten, mit autoritären Befugnissen ausgestatteten Gruppenleiters schutzlos ausgeliefert sind.

Die Konsequenzen, die von der Kirche aus der Expansion der Jugendreligionen gezogen werden müssen, das haben diese Ausführungen zu belegen versucht, brauchen sich nicht in einer kurzatmigen und ungeordneten Reaktion zu erschöpfen; sie lassen sich vielmehr zu einem großen Teil aus dem Synodenbeschluß „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ konzeptionell ableiten und so in ein Gesamtkonzept einordnen. Der generelle Ruf nach neuen Leitlinien und Modellen dürfte daher als unnötig und überzogen nachgewiesen sein.

⁹ So z. B. Vereinigungskirche, Familie der Liebe.

¹⁰ Vgl. u. a.: John G. Clark, Der künstlich gesteuerte Wahnsinn, in: Manfred Müller-Küppers — Friedrich Specht (Hrsg.), „Neue Jugendreligionen“, Göttingen 1979, 85—103.

Jakob J. Petuchowski

Humor in der jüdischen Theologie

Der folgende Beitrag informiert, welche Bedeutung und Stellung der Humor in der jüdischen Theologie hat. Dazu werden eine Reihe von biblischen und rabbinischen Geschichten erzählt, durch die menschliche Schwächen aufs Korn genommen werden. Es würde auch der christlichen Verkündigung der Frohen Botschaft gut tun, etwas mehr von diesem Humor spüren zu lassen.

red

Humor in der Theologie?

Diese Frage hört sich an wie eine *contradictio in adiecto*. Theologen gelten doch als ernste, oft auch als ziemlich langweilige Menschen. Es geht ihnen um Gott, um den Sinn des Lebens und um das ewige Heil oder dessen Gegenteil. Ihr Rohmaterial wird der als Gottes Wort geltenden Bibel entnommen, der *Heiligen Schrift*. Was hat das mit Humor zu tun?

Tatsächlich hat es sehr viel mit Humor zu tun — oder sollte es jedenfalls haben. Ja, man könnte sogar behaupten, daß eine Theologie ohne Humor reine Blasphemie ist. Der humorlose Theologe meint nämlich, daß Gott so ist, wie die Theologie ihn beschreibt; und damit verwischt er den unüberbrückbaren Unterschied zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen; und damit maß er sich an, die Wege dessen völlig zu kennen, von dem es heißt, daß seine Wege nicht wie die unserigen sind und seine Gedanken nicht wie unsere Gedanken (Jes 55,8). — Das bedeutet nicht, daß der Mensch nicht etwa versuchen kann oder soll, soviel von Gottes Wegen und Gedanken zu verstehen, wie ihm möglich ist. Der Theologe soll sich aber seiner menschlichen Begrenztheit bewußt bleiben.

Wesenszüge des Humors

Einer der Wesenszüge des Humors besteht nun darin, daß er die Entfernung zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen Ohnmacht und Allmacht sowohl kritisch

wie aber auch mit Sympathie beleuchtet. Humor kann dabei in eine beißende Ironie ausarten, so wenn Elia den Baalspropheten zuruft: „Schreit doch ein bißchen lauter; vielleicht ist euer Gott mit anderen Dingen beschäftigt; vielleicht befindet er sich auf Reisen; vielleicht schläft er, und ihr müßt ihn wecken“ (1 Kön 18,27). Oder wenn der Psalmist sich über die silbernen und goldenen Götzen lustig macht, die einen Mund haben, aber nicht reden; die Augen haben, aber nicht sehen; die Ohren haben, aber nicht hören. „Ihnen gleich werden ihre Verfertiger, jeder, der ihnen vertraut“ (Ps 115,4—8). Oder wenn Deuterocesaja von dem Mann spricht, der einen Baum fällt, einen Teil davon benutzt, sich ein Feuer anzuzünden, bei dem er sich wärmt und mit dem er seine Mahlzeit kocht, und was von dem Holz übrig bleibt, zu einem Götzen schnitzt, vor dem er sich niederwirft und schreit: „Errette mich, denn du bist mein Gott!“ (Jes 44,15 ff). — Es fällt uns nicht schwer, Humor als Ironie auf die Religion anderer Menschen anzuwenden. Wäre aber Humor nichts anderes als Ironie, dann wäre es auch verständlich, daß wir ihn nicht auf unsere eigene Religion angewandt wissen wollen.

Verständnisvoller Humor . . .

Aber Humor ist *nicht* nur Ironie, sondern er kann auch ein verständnisvoller Humor sein, der die menschliche Lage versteht — und sie damit gewissermaßen entschuldigt. Einen solchen Humor setzen wir eigentlich bei *Gott* voraus, wenn wir uns betend zu ihm wenden und mit dem Psalmisten sprechen: „Wie ein Vater sich der Kinder erbarmt, erbarmt sich der Herr derer, die ihn fürchten. Denn er weiß um unser Gebild, ist eingedenk, daß wir Staub sind“ (Ps 103,13 f).

. . . kein Gegensatz zum Ernst

Damit ist auch schon gesagt, daß Humor nicht im Gegensatz zum Ernst stehen braucht. Denn: „Wahrer Ernst ist menschlich; und zu dem Grad, zu dem er sich seiner Menschlichkeit erinnert, empfindet er den profanen Humor nicht als Tempel-

schändung, sondern als eine moralische und religiöse Notwendigkeit“¹.

Dazu kommt noch ein anderes. Es liegt in der Natur der religiösen Rede, daß sie gern zu Gleichnissen und Analogien greift. Die zünftigen Theologen haben es mit der Analogie. Die urwüchsigen Meister der Religion — man denke etwa an die alten Rabbinen und an Jesus von Nazareth — ziehen die Gleichnisrede vor. Man redet bewußt über etwas Menschliches, *meint* aber etwas Göttliches. „Das Himmelreich gleicht einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter für seinen Weinberg zu dingen . . .“ (Mt 20,1—16). „Das Reich Gottes ist so, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft . . .“ (Mk 4, 26—29).

Man bewegt sich also in der religiösen Rede auf zwei verschiedenen Ebenen. Man nimmt eine Situation in zwei folgerichtigen, aber doch einander sich ausschließenden Beziehungen wahr. Und das Vergnügen, das uns der plötzliche geistige Rück von einem Kontext zum anderen bereitet, ist gerade das, was den Humor ausmacht. Dazu ein Beispiel aus dem Talmud:

Ein Mann leitete einmal den öffentlichen Gottesdienst in der Anwesenheit des Rabbi Chanina. Der Mann begann das Hauptgebet in folgender Weise:

„Gelobt seist Du, Herr, unser Gott und Gott unserer Väter, Gott Abrahams, Gott Isaaks und Gott Jakobs, großer, allmächtiger, furchtbarer, prächtiger, starker, ehrfurchtsgebietender, kräftiger, gewaltiger, gewissenhafter und verehrter Gott!“

Rabbi Chanina wartete, bis der Mann damit fertig war, und sprach zu ihm:

„Bist du nun endlich mit den Preisungen deines Herrn zu Ende? Sieh einmal, wenn Moses nicht selbst im Deuteronomium 10, 17 geschrieben hätte, daß Gott ‚groß, allmächtig und furchtbar‘ ist, und wenn die Männer der Synagoga Magna diese drei Attribute nicht für den Gebetstext angeordnet hätten, dann dürften wir noch nicht einmal diese drei Attribute im Gebet erwähnen. Du aber leierst stundenlang göttliche Attribute her! Das läßt sich mit dem Fall eines Königs vergleichen, der einen Schatz von Millionen von goldenen Denarii besitzt. Und nun kommen Menschen daher, die den König preisen, weil er *silberne* Denarii besitzt. Wäre denn das keine Beleidigung für den König?“²

¹ M. Conrad Hyers, *Holy Laughter*, New York 1969, 13.

² B. Berakoth 33 b; vgl. b. Megillah 25 a.

Noch ein weiteres Beispiel sei hier zitiert: Der römische Kaiser sagte einmal zu Rabban Gamaliel: „Euer Gott ist doch ein Dieb, denn es heißt (Genesis 2,11): ‚Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf auf Adam fallen, und er schief ein. Und Er nahm eine seiner Rippen usw.‘“

Da sprach des Kaisers Tochter zu Rabban Gamaliel: „Überlasse ihn mir, und ich werde ihm schon antworten.“

Dann bat sie ihren Vater, ihr einen Hauptmann zur Begleitung nach Hause abzukommandieren.

„Wozu brauchst du ihn denn?“ fragte der Kaiser.

Sie antwortete: „Diebe kamen zu uns ins Haus gestern in der Nacht. Sie haben einen silbernen Krug geraubt und uns statt seiner einen goldenen Krug gebracht.“

„Ach“, sagte der Kaiser, „mögen doch solche Diebe täglich zu uns kommen!“

„Genau!“ antwortete die Tochter. „War es denn nicht Adams Gewinn, daß ihm eine Rippe weggenommen wurde und er dafür ein Weib als Geschenk bekam?“³

Humor der Jona-Geschichten

Auch das Unerwartete, das Überraschende entbehrt oft nicht des Humors. So ist z. B. das biblische Buch Jona von einem humorvollen Autor verfaßt worden. Man stelle sich vor: Ein von Gott erwählter Prophet versucht, vor Gott zu fliehen! Natürlich ein zum Scheitern verurteilter Versuch. Die Szene auf dem Schiff: Das Meer wird stürmisch. Das Schiff ist dem Zerschmettern nahe. Die Matrosen werden als fromme Menschen dargestellt, obwohl sie Heiden sind. Der Prophet des wahren Gottes aber schläft fest in seiner Kabine. — In der Geschichte mit dem großen Fisch wird der Prophet, ganz unzeremoniell und seiner Würde nicht angemessen, nach drei Tagen vom Fisch aufs trockene Land ausgespien. Als Gottes Auftrag an Jona erneut ergeht, nimmt er ihn an.

Ninive, Hauptstadt des Erzfeindes der Israeliten, soll in vierzig Tagen zerstört werden! so predigt er. Aber die Einwohner Ninives tun Buße. Der Gott Jonas ist ein barmherziger Gott. Er zerstört die Stadt nicht. Und Jona ärgert sich; ja, er ärgert sich fast zu Tode. Jedenfalls bittet er Gott, sein Leben zu nehmen, „denn besser ist mein Tod als mein Leben“. Noch dazu ist es sehr heiß vor der Stadt Ninive. Jona schwitzt. Es ist ihm unbehaglich. Da läßt Gott über Nacht eine Kikajonpflanze auf-

sprießen. Unter ihren großen Blättern erquickt sich Jona im Schatten. Mit einer von Gott installierten Klimaanlage läßt es sich auch vor den Toren Ninives leben.

Aber der Gott, vor dem Jona fliehen wollte, hat auch zuverlässigere Diener als den hebräischen Propheten: Ein Wurm sticht beim nächsten Sonnenaufgang die Kikajonpflanze an, so daß sie schnurstracks verdorrt.

Wieder strahlt die heiße Sonne auf Jonas Schädel. Wieder wünscht sich Jona den Tod herbei. Jetzt aber spricht Gott: „Jammert es dich um die Kikajonpflanze?“ Und Jona antwortet: „Ja, es jammert mich sehr, bis zum Sterben.“

Gott aber spricht: „Dir ist leid um die Kikajonpflanze, mit der du keine Mühe gehabt hast, und die du nicht großgezogen hast. Sie ist in einer Nacht entstanden und in einer Nacht verschwunden. Sollte mir etwa nicht leid sein um Ninive, die große Stadt, in welcher mehr als hundertzwanzigtausend Menschen sind, die nicht zu unterscheiden wissen zwischen der Rechten und der Linken, dazu auch vieles Vieh?“

Was haben humorlose Theologen und Bibelforscher nicht alles mit diesem kleinen Büchlein angestellt! Man hat darüber argumentiert, ob es den Propheten Jona wirklich gegeben hat. Man hat darüber gestritten, ob der „große Fisch“ ein Walfisch oder ein anderes Wassertier war. Skeptiker haben sogar bezweifelt, ob ein Mensch tatsächlich drei Tage und Nächte lang im Bauch eines Walfisches am Leben bleiben kann. Und so hat man darüber die humoristische Pointe des Buches vergessen, eine Pointe, die in den letzten vier Worten des Buches — und im hebräischen Originaltext in nur zwei Worten — nochmals unterstrichen ist: „dazu auch vieles Vieh.“

Regen — um des Kleinviehs willen

Das liebe Vieh spielt auch in einer ersten und zugleich humorvollen rabbinischen Erzählung keine geringe Rolle:

Als Alexander der Große nach Nordafrika kam, brachten ihm die Einwohner goldene Äpfel, goldene Granatäpfel und goldenes Brot. Er aber sprach zu ihnen: „Ich bin nicht zu euch gekommen, um euren Besitz zu sehen, sondern um mich über eure Gesetze zu informieren.“

Da kamen zwei Männer vor den afrikanischen König und verlangten einen Rechtsspruch.

³ B. Sahhedrin 39 a.

Der eine Mann sagte: „Eure Majestät! Ich habe von diesem Mann hier einen Johannisbrotbaum gekauft, und als ich ihn ausschälte, fand ich einen Schatz darin. Nun bat ich diesen Mann, den Schatz zurückzunehmen, denn ich habe ja nur den Johannisbrotbaum gekauft, aber nicht den Schatz. Doch weigert er sich, das zu tun.“

Da erwiderte der andere Mann: „Genauso wie du dich vor der Strafe fürchtest, so fürchte ich mich auch. Als ich dir den Johannisbrotbaum verkaufte, verkaufte ich ihn dir mit allem, was daran und darin ist.“ Der afrikanische König fragte den einen Mann: „Hast du einen Sohn?“ „Ja“, antwortete der Mann. Dann fragte er den anderen Mann: „Hast du eine Tochter?“ „Ja“, war die Antwort.

„So sollen eure Kinder heiraten und gemeinsam an dem Schatz Freude haben!“ sagte der König.

Alexander der Große war offensichtlich verwundert.

„Warum wunderst du dich?“, fragte der afrikanische König, „habe ich nicht richtig geurteilt?“ „Doch, das hast du getan“, antwortete Alexander.

„Wenn dieser Fall in deinem Land vorgekommen wäre“, fuhr der afrikanische König fort, „wie wäre dein Urteil ausgefallen?“

Alexander antwortete: „Beide Männer hätten ihre Köpfe verloren, und der Schatz wäre in die königliche Schatzkammer gekommen.“

„Sag mir“, fragte der afrikanische König jetzt, „scheint die Sonne in deinem Land?“ „Ja“, antwortete Alexander.

„Fällt der Regen in deinem Land?“ „Ja.“ „Vielleicht gibt es in deinem Land Kleinvieh?“ „Gewiß.“ „Jetzt erst kann ich verstehen, warum bei euch die Sonne scheint und der Regen fällt. Es ist um des Kleinviehs willen, und nicht wegen eurer Gerechtigkeit, daß ihr gerettet werdet“⁴.

Humor in der jüdischen Theologie

Was den Humor in der *jüdischen* Theologie betrifft, müssen wir zunächst eingestehen, daß es auch eine große Anzahl jüdischer theologischer Schriften gibt, in denen man vergebens nach Spuren des Humors forschen wird.

Moses Maimonides, im 12. Jahrhundert, gilt als der größte jüdische Denker des Mittelalters. In seinem Werk „Führer der Verirrten“ drückt er seinen jüdischen Glauben in der Terminologie des mittelalterlichen

⁴ Leviticus Rabbah 27, 1, ed. Margulies, S. 618—623; Midrasch Tanhuma, Emor, ed. S. Buber, p. 44 b—45 a.

Aristotelismus aus. Er lehrt eine *via negativa* in der Theologie: Über Gott läßt sich fast nichts Positives aussagen. Dem scheinbar widersprechende biblische Stellen müssen als Metaphern verstanden werden. Für synagogale Poesie und für Humor hatte er wenig Sinn.

Das ist nur ein Beispiel für die Systemerbauer, die es in der jüdischen nicht weniger als in der christlichen und islamischen Theologie gab und gibt. Denn wenn man ein theologisches System baut, geht man mit Abstraktionen, mit Logik und mit Verabsolutierung zu Werke. Dann macht man auch Anleihen bei der jeweils modischen Philosophie. Zwar liefert die Philosophie in diesen Fällen meistens nur die Form, während die Materie aus der Bibel und aus der Tradition stammt. Aber die Form, die der Materie aufgeprägt wird, kann unter Umständen auch die Lebendigkeit, die Lebensbezogenheit und die Eigenart der Materie verändern.

Die Bibel ist gewiß ein religiöses Buch. Ein Lehrbuch der systematischen Theologie ist sie nicht. Die alten Rabbinen haben theologisiert. Aber ein theologisches System haben sie nicht aufgestellt.

Denn am Anfang war — und ist — die Erfahrung. Diese Erfahrung mag sich wiederholen oder auch nicht. Wiederholt sie sich, so garantiert die Unmittelbarkeit der Erfahrung ihre Echtheit. Wiederholt sie sich nicht, dann wird die Erinnerung an die Erfahrung in Worte gefaßt und gefeiert; und das, was aus der Erfahrung entstand, wird Tradition. Erst wenn man über Tradition nachdenkt, entsteht die Theologie. Bei deren Systematisierung geht nun der Humor sehr oft verloren, weil sich der systematische Theologe der Begrenztheit menschlicher Sprache häufig nicht mehr bewußt ist.

Das kann gefährlich werden, denn eine systematische Theologie ist in ihren Denkformen und in ihrer Ausdrucksweise oft von der herrschenden Philosophie abhängig. Ändert sich das philosophische Klima, dann läuft auch immer die mit einer bestimmten philosophischen Bewegung zu eng verbundene Theologie in die Gefahr, als „überholt“ angesehen zu werden.

Wenn das geschieht — und es ist zu unseren Zeiten bereits wiederholt geschehen —, dann fühlt sich der gewissenhafte Theologe dazu verpflichtet, sein theologisches System nach seinen Quellen zu hinterfragen. Im jüdischen Bereich bedeutet das, daß man sich die Quellen der jüdischen Theologie, also die Heilige Schrift und die rabbinische Literatur, wieder einmal ganz frisch und ganz ohne Vorurteile ansieht. Vielleicht lassen sich die Quellen in einer ganz neuen Kombination verwenden. Vielleicht aber zeigt sich auch, daß sie sich zu einer Systematisierung überhaupt nicht eignen.

Geht man nun unvoreingenommen an die rabbinische Literatur heran, so stellt sich heraus, daß die alten Rabbinen zwar auf dem Gebiete der Praxis, durch Abstimmungen oder autoritäre Erlässe, eine gewisse Gleichförmigkeit in das jüdische Leben zu bringen suchten, daß sie aber, bis auf nur wenige Ausnahmen, das Gebiet der Theologie nicht vereinheitlicht haben. Ja, sie schätzten sogar das üppige Nebeneinander der verschiedensten und sich gegenseitig widersprechenden Aussagen auf diesem Gebiet — ohne viele Versuche zu machen, sie miteinander zu harmonisieren. Die ganze und völlige Wahrheit war Gott überlassen. Der Mensch, selbst der Schriftgelehrte oder der Weise, war eben nur Mensch und konnte daher auch nur Bruchstücke der Wahrheit besitzen.

„Ist Mein Wort nicht wie ein Feuer“, heißt es in Jeremia 23, 29, „spricht der Herr, und wie ein Hammer, der den Felsen sprengt?“

In der Schule des Rabbi Ismael hat man diesen Vers so erklärt: Was geschieht, wenn der Hammer auf den Felsen aufprallt? Es sprühen die Funken.

Ein jeder Funke ist das Ergebnis des Hammerschlages auf den Felsen; aber kein Funke ist das einzige Ergebnis.

So kann auch ein einziger Schriftvers viele verschiedene Lehren vermitteln⁵.

Geht man nun von der Annahme aus, daß Gott Gott und der Mensch Mensch ist, daß das eine Wort Gottes von verschiedenen Menschen legitim verschieden aufgefaßt werden kann, und daß vor jeder menschlichen Aussage über Gott das hebräische

⁵ B. Sanhedrin 34 a.

Wort *kebhejakhol* (= „wenn man so sagen könnte“) steht oder mindestens gedacht wird, dann kann man, wie es die alten Rabbinen taten, ganz ungeniert menschlich von Gott reden. Und wenn man menschlich redet, stellt sich auch der Humor ein.

Schwieriger Eheschluß

Kümmert sich Gott, nachdem er die Welt erschaffen hat, noch weiter um die Welt und um das, was in ihr vorgeht? Die Deisten im 17. und 18. Jahrhundert haben diese Frage verneint. Die Frage selbst ist aber viel älter. Schon die alten Rabbinen hatten sie zu beantworten. Ihre Antwort lautet wie folgt:

Eine römische Dame fragte Rabbi Jossé ben Chalafta: „In wieviel Tagen hat Gott die Welt geschaffen?“

Er antwortete ihr: „In sechs Tagen, denn so heißt es (Exodus 31, 17): „In sechs Tagen machte der Herr Himmel und Erde.“

„Und was hat Er seitdem gemacht?“

„Er verbindet die Paare und schließt die Ehen. Er bestimmt, wessen Tochter wen heiraten soll.“

„Ja!“ antwortete die Dame. „Das kann ich ja auch tun. Ich besitze sehr viele Knechte und Mägde, und ganz leicht kann ich sie paaren.“

Doch Rabbi Jossé sprach: „Du magst das leicht finden. Für Gott aber ist es so schwierig wie das Spalten des Schilfmeeres.“

Rabbi Jossé ging weg, und sie stellte ein Tausend Knechte und ein Tausend Mägde in zwei sich gegenüberstehenden Reihen auf.

Dann befahl sie: „So-und-so heiratet So-und-so, und So-und-so heiratet So-und-so!“ Das sollte alles noch in der gleichen Nacht geschehen.

Am nächsten Morgen kamen die so gepaarten Knechte und Mägde zu der Dame, der eine mit zerbrochenem Schädel, der andere mit ausgeschlagenem Auge, ein dritter mit gebrochenem Bein. Dieser sagte: „Ich mag diese Frau nicht!“ Jene sagte: „Ich kann diesen Mann nicht leiden!“

Da ließ sich die römische Dame den Rabbi Jossé ben Chalafta holen und sprach zu ihm: „Deine Torah hat absolut recht, und was du erzählt hast, ist wirklich wahr!“

Rabbi Jossé aber sprach: „Das habe ich dir doch gesagt. Du magst das Eheschließen als leichte Sache ansehen. Für Gott jedoch ist es so schwierig wie das Spalten des Schilfmeeres“⁶.

⁶ Pesiqta deRab Kahana, Pisqa 2, ed. S. Buber, p. 11 b—12 a; Genesis Rabbah 68, 4; Leviticus Rabbah 8, 1.

Die Erschaffung der Frau

Ist die Schöpfung tatsächlich so ausgefallen, wie Gott sie geplant hatte? Gewiß nicht in all ihren Bestandteilen. Das meinte jedenfalls Rabbi Josua aus Sikhnin, zu dessen Zeiten es offensichtlich noch keine Freiheitsbewegung der Frauen gab:

Rabbi Josua aus Sikhnin lehrte im Namen Rabbi Levis:

Als Gott die Eva schuf, dachte Er zuerst darüber nach, aus welchem Körperteil Adams Er sie erschaffen sollte.

So sagte Er: „Ich will sie nicht aus seinem Kopf erschaffen, damit sie nicht leichtsinnig wird. Ich will sie nicht aus seinem Auge erschaffen, damit sie nicht kokettiert. Ich will sie nicht aus seinem Ohr erschaffen, damit sie keine Horcherin wird; und nicht aus seinem Mund, damit sie keine Klatschbase wird. Ich will sie nicht aus seinem Herzen erschaffen, damit sie nicht eifersüchtig wird, auch nicht aus seiner Hand, damit sie nicht diebisch wird, oder aus seinem Fuß, damit sie keine Herumläuferin wird. Sondern Ich werde sie aus einem keuschen Körperteil Adams erschaffen, einem Teil, der, selbst wenn der Mensch nackt dasteht, immer bedeckt ist.“

Er wählte daher die Rippe; und bei jedem Glied, das Er erschuf, sprach Er: „Sei ein keusches Weib! Sei ein keusches Weib!“

Und dennoch, wie es in Sprüche Salomos 1, 25 heißt: „Ihr aber habt verworfen all Meinen Rat, und habt Meine Zurechtweisung nicht gemocht.“

Alle Eigenschaften, die Gott vermeiden wollte, weist das Weib trotzdem auf! ⁷

Das Leiden der Gerechten

Wie läßt sich das Leiden der Gerechten erklären? Dies ist eine Frage, die schon der Prophet Jeremia aufgeworfen hatte, und vor deren vorschneller Beantwortung bereits das Buch Hiob warnt. Die Rabbinen erklärten ihre Ohnmacht, diese Frage zu beantworten. So sagte z. B. Rabbi Jannai: „Wir vermögen weder das Glück der Frevler noch die Leiden der Gerechten zu erklären.“ (*Abhoth* 4,15)

In Einzelfällen hat man es aber dennoch versucht, wie etwa im Fall des Rabbi Chanina ben Dossa, der unter einer großen Armut litt:

Eines Tages sagte ihm seine Frau: „Bete doch dafür, daß etwas von dem Guten, das für die Gerechten in der kommenden Welt

aufbewahrt ist, dir jetzt schon hier gegeben wird.“

Er betete.

Da wurde ihm das Bein eines goldenen Tisches ins Haus geschleudert.

In einem Traum sah er aber, daß in der kommenden Welt alle an einem Tisch mit drei Beinen essen würden, er jedoch an einem Tisch mit nur zwei Beinen.

Nachdem er den Traum seiner Frau erzählt hatte, bat sie ihn: „Bete doch dafür, daß sie das goldene Tischbein wieder zurücknehmen!“

Er betete; und es wurde zurückgenommen. Es wurde gelehrt, daß das zweite Wunder größer als das erste war. Denn, einer Tradition nach, ist es zwar möglich, daß einem das, wofür man betet, gegeben wird; aber das Gegebene wird nie zurückgenommen ⁸.

Wunder als Wohltaten Gottes

Wundergeschichten sind selbstverständlich ein Bestandteil aller antiken Religionen. Im klassischen Judentum gelten sie, wie die Geschichte über Rabbi Chanina zeigt, als Wohltaten, die Gott seinen Freunden erweist. Als Beweis von Lehren oder Gesetzesauslegungen hat man sie aber im rabbinischen Judentum abgewiesen. Das illustriert eine kühne Erzählung im Talmud.

Einst stritten sich die Rabbinen um einen Punkt im Gesetz. Rabbi Elieser brachte alle möglichen Argumente vor, um seinen Standpunkt zu beweisen. Doch die anderen Rabbinen ließen sich durch Rabbi Eliesers Argumente nicht überzeugen.

Da sprach Rabbi Elieser: „Selbst dieser Johannisbrodbaum hier kann beweisen, daß die Entscheidung so ausfallen muß, wie ich es behaupte!“

Der Johannisbrodbaum entwurzelte sich und rückte hundert Ellen weit fort. (Manche behaupten sogar, es waren vierhundert Ellen.)

Doch die anderen Rabbinen sagten: „Von einem Johannisbrodbaum läßt sich kein Beweis bringen.“

Nun sprach Rabbi Elieser: „Wenn die Entscheidung so sein muß, wie ich es behaupte, dann soll der Wasserkanal hier es beweisen!“

Da fing das Wasser im Kanal an, rückwärts zu fließen.

Doch die anderen Rabbinen sagten: „Ein Wasserkanal kann nicht als Beweis dienen.“

Wiederum sprach Rabbi Elieser: „Es sollen die Wände des Lehrhauses beweisen, daß ich recht habe!“

Da fingen die Wände des Lehrhauses an, zu stürzen.

⁷ Genesis Rabbah 18, 2, ed. Theodor-Albeck, S. 162 f; Midrasch Tanhuma, Wajjeschebh, 6.

⁸ B. Ta'anith 25 a.

Aber Rabbi Josua schimpfte sie aus und sprach: „Was geht euch Wände es denn an, wenn die Weisen sich über einen Punkt des Gesetzes streiten!“

Die Wände nun haben sich nicht völlig gestürzt — aus Respekt vor Rabbi Josua. Aber aus Respekt vor Rabbi Elieser haben sie sich auch nicht wieder völlig aufgerichtet. Sie blieben wankend stehen.

Rabbi Elieser, der Verzweiflung nahe, schrie jetzt auf: „Wenn die Entscheidung so ausfallen muß, wie ich es behaupte, dann soll Gott selbst es beweisen!“

Tatsächlich ließ sich eine himmlische Stimme vernehmen, die sprach: „Was wollt ihr denn von Rabbi Elieser! Die Entscheidung ist doch in allen Fällen so, wie er es behauptet!“

Da sprang Rabbi Josua auf und rief: „Sie ist nicht im Himmel!“

Was bedeutet dieses Zitat aus Deuteronomium 30, 12, „Sie ist nicht im Himmel“?

Rabbi Jirmijah erklärte: „Die Torah wurde ja schon auf dem Berge Sinai offenbart. Wir brauchen uns daher nicht weiter um himmlische Stimmen zu kümmern. Schließlich enthält ja die Torah vom Sinai das Prinzip, daß die Stimme der Mehrheit entscheidend ist.“

An diesem Tage traf Rabbi Nathan den Propheten Elia. Er fragte ihn: „Was hat Gott eigentlich in jener Stunde getan?“

Da antwortete der Prophet: „Gott hat gelächelt und gesagt: „Meine Kinder haben Mich besiegt! Meine Kinder haben Mich besiegt!“⁹

Wir werden es uns wohl in unserem anspruchsvolleren Zeitalter nicht leisten können, die theologische Uhr einfach rückwärts gehen zu lassen, wie uns ja auch das unkomplizierte Verhalten der alten Rabbinen Gott gegenüber größtenteils verloren gegangen ist. Wir können es uns nicht erlauben, abseits vom philosophischen Denken zu leben und ohne systematische Theologie mit der Religion fertig zu werden.

Das aber können und sollen wir in unsere moderne Theologie mit einbeziehen: daß sich der Theologe der Göttlichkeit Gottes und der Menschlichkeit des Menschen bewußt bleibt, und daß auch er die Entfernung zwischen dem was ist, und dem was sein soll, zwischen Verheißung und Verwirklichung im Auge behält — eben jene Entfernung, die der Humor sowohl kritisch, wie auch mit Sympathie beleuchtet.

⁹ B. Baba Mezi'a 59 b.

Joachim Dikow

Die Friedensschule auf dem Prüfstand

Erfahrungen mit einer katholischen Gesamtschule

Seit 1969 arbeitet die damals nach zwei-jährigen Vorbereitungen eröffnete Friedensschule, die integrierte und differenzierte Gesamtschule in Ganztagsform für Jungen und Mädchen in Münster (Westf.), als katholische Schule in der freien Trägerschaft des Bistums Münster. Der Zeitraum erscheint lang genug, um zu überprüfen, ob die Planungen realisiert, die Erwartungen erfüllt, aufgetretene Probleme einigermaßen gelöst wurden¹. Die Berichterstattung ist nicht zuletzt deshalb sinnvoll, weil es die erklärte Schulpolitik des Bistums Münster² ist, durch Teilnahme an den wichtigsten Schulversuchen mit eigenen Modellen ein auf selbst gemachte Erfahrungen gründendes Urteil abgeben zu können, mit dem einerseits in die öffentliche pädagogische Diskussion gestaltend eingegriffen werden kann, bei dem andererseits auch vom öffentlichen Schulwesen abweichende Vorstellungen zum Zuge kommen können. Ein vorläufiges Urteil über den Erfolg oder den Mißerfolg des Schulversuchs der Friedensschule soll versucht werden, indem die tatsächliche Entwicklung den diesem Versuch gesetzten Zielen und den Rahmenbedingungen, unter denen er ablief, gegenübergestellt wird. red

1. Zielvorgaben durch den Schulträger

Schulträger der Friedensschule ist das Bistum Münster. Es hat von dem in Artikel 7 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland gewährleisteten Recht auf Errichtung privater Schulen Gebrauch gemacht und damit die im Grundgesetz genannten Freiheiten — die freie Lehrerwahl, die freie Schülerwahl und die freie Fest-

¹ Ein erster Bericht erschien in *Diakonia* 2 (1971) 43–47. Ein in die Einzelheiten gehender Rückblick liegt vor: A. Regenbrecht—J. Dikow—A. Alder (Hrsg.), *10 Jahre Friedensschule. = Die Friedensschule, Entwürfe — Materialien — Berichte zu einem Gesamtschulversuch*, Band 4, Münster: 1979.

² Andere katholische Träger sind ebenfalls in diesem Sinne tätig. So das Bistum Aachen mit der Montessori-Gesamtschule in Krefeld.